

Zur These von der Wandersage in der Kleindenkmal-Forschung

Von Elisabeth Schiffkorn

Der Begriff Sage geht auf die Brüder Grimm zurück (Deutsches Wörterbuch, Band XIV, 1854) und wurde erst im Laufe der Zeit in die Umgangssprache aufgenommen. Zu einer einheitlichen Definition konnte sich die Sagenforschung bis jetzt nicht durchringen. Auf Wikipedia lautet die Eintragung: „Die Sage (v. ahd. *saga*, Gesagtes; Prägung durch die Brüder Grimm) ist eine zunächst auf mündlicher Überlieferung basierende kurze Erzählung von ungläubhaften, fantastischen Ereignissen, die aber als Wahrheitsbericht aufgebaut ist oder auf tatsächlichen Begebenheiten beruht.“

Ebenso ist der Begriff Wandersage nicht eindeutig festgelegt und wird von den jeweiligen Forscherpersönlichkeiten unterschiedlich definiert. Zum Beispiel merkt Leander Petzoldt in seiner „Einführung in die Sagenforschung“ an: „Die Strukturtypen dieser Sagen sind beliebig austauschbar. Die Zahl der Motive ist beschränkt, und selbst wenn eine Lokalsage den Anschein erweckt, sie könne sich nur an diesem Ort so zugetragen haben, weil die oikotypischen Details so stimmig sind, handelt es sich doch in den meisten Fällen um eine Wandersage (Migratory legend), die auf diesen Ort übertragen und mit diesem Ereignis verbunden wurde.“ Und an weiterer Stelle zum Begriff Wandersage: „Eine Erzählung oder ein Motiv, die oder das bei verschiedenen Völkern erzählt und

dort mit oikotypischen Zügen versehen wird.“

Diese Lehrmeinung über Sagen, die von einem Ort zum andern wandern, kann dazu verführen, eine lokale Sage als belanglos, phantastisch, gar unsinnig und damit wertlos bei der Erfassung von Kleindenkmälern einzustufen, wenn eine ähnliche Erzählung im Nachbarort oder gar mehrfach in der Region überliefert ist. Und gerade über Kleindenkmäler sind viele Sagen vorhanden, sie bilden in einer regionalen Gesamtschau oft eine ganz typische Sagenlandschaft.

Das „dichterische Vermögen des Volksgemüthes“

Entgegen der Grimm'schen Definition von Sage als „Kunde von Ereignissen der Vergangenheit, welche einer historischen Beglaubigung entbehrt“ kann daher der Versuch, einer historischen Beglaubigung nachzukommen, vor Ort zu verwertbaren Erkenntnissen führen. Dabei ist ein wesentlicher Aspekt die Berücksichtigung der Grimm'schen Definition der Sage als „naive Geschichtserzählung und Überlieferung, die bei ihrer Wanderung von Geschlecht zu Geschlecht durch das dichterische Vermögen des Volksgemüthes umgestaltet wurde“. Oft ist das Ergebnis einer solchen Recherche, dass nicht das „dichterische Vermögen“ diese Umgestaltung herbeiführte, sondern ein Nichtverste-



Die Kirche hätte weiter unten am Hang gebaut werden sollen. Auch das ist ungewöhnlich, die Kirchen dieser Bauperiode wurden meist auf den Anhöhen errichtet.

Foto: Elisabeth Schiffkorn

hen späterer Generationen, die das Gehörte im Detail nicht mehr verstanden, dem Sinn nach aber richtig weitergaben. Allmählich war die Kenntnis der Bedeutung von Begriffen, brauchtümlichen Handlungen oder Rechtsnormen verloren gegangen, die den Altvorderen noch selbstverständlich waren.

Beispiele einer Wanderung „von Geschlecht zu Geschlecht“ sind Kirchengründungssagen, die sich auf weisende Tiere oder vertragenes Baumaterial berufen. Im Band „1100 Jahre Niederwaldkirchen 890 - 1990. Festschrift zur 1100-Jahr-Feier der Pfarre Niederwaldkirchen“ finden sich über die Errichtung der Kirche gleich zwei Sagenfassungen, sozusagen eine teuflische und eine christliche:

„Hier muss auch noch eine alte Überlieferung, die als Volkssage mündlich weitergegeben wird, erwähnt werden: Als der Kirchenbau begann, wollte man die Kirche an der Spitze des Kiebhühls errichten und trug dort die Steine zusammen. Da wäre wohl die dortige Quelle in das Innere der Kirche gekommen. Als alles vorbereitet war, kam nachts der Teufel und schleppte alle Steine wieder auf den halben Hang hinunter. Morgens entdeckte man das und begann daher wieder alles hinaufzutragen. Aber in der nächsten Nacht geschah dasselbe, und als sich das Ganze ein drittes Mal wiederholte, gab man nach und baute die Kirche eben am Hang. So weit die Sage. Tatsächlich entspringt am Kiebhüel eine Quelle, die immerhin so weit ergiebig gewesen sein muss, dass man damit den Brunnen im Pfarrhof gegenüber dem Eingang speisen und auch den Stall im Pfarrhof versorgen konnte (zumindest 1735). Eine mögliche Deutung dieser

Überlieferung wäre, dass der Hügel eben Kie-bühl heißt, was dem Sprachgebrauch zufolge wohl aus Kir-bühl kommt. Erst später wurde das umgedeutet auf Kirch-bühel. Kir aber ist im Germanischen ein heiliger Bezirk. Vielleicht haben die (noch) heidnischen Mitbürger eben im Kir keine christliche Kirche dulden wollen (heidnisch = teuflisch!).“

Als zweite, christliche Version hält Pfarrer Karl Geiß fest:

„Es mag manchen gestört haben, dass der Teufel so indirekt den Bauplatz der Kirche bestimmt habe, und so gibt es auch eine christliche Form obiger Legende. So wurde sie von einer alten Lehrerin erzählt:

Am Kirchbühl, genauer in der Feucht, stand einst eine kleine Marienkapelle. Das Marienbild sollte in die neue Kirche kommen, aber es verschwand in der Nacht und wurde am nächsten Tag von einem Hirtenknaben im Gestrüpp am halben Hang aufgefunden. Man veranstaltete eine feierliche Prozession, um es zur Kapelle zurückzutragen. Als das Bild ein zweites und drittes Mal verschwunden war, verstand man: Die Gottesmutter wolle am Hang und nicht auf dem Berg wohnen. Daher baute man die Kirche eben an dieser Stelle. Diese Erzählung weist auf eine alte Kapelle hin. Vielleicht handelt es sich um die alte Klosterzelle der St. Emmeramer Mönche. Der Ausdruck ‚in der Feucht‘ würde auf ein Fichtenwäldchen hinweisen. Das würde den Namen Waldkirchen viel besser erklären als der allgemeine Ausdruck Im Nordwald oder der Gegensatz zu Feldkirchen. Übrigens heißt der nächste Hof nach Süden der Feichtner. Für Nassgebiet ist der Name Quaset überliefert, in Wolkersdorf Nr. 9 und 10. Natürlich



Der Barockbrunnen im Hof des Pfarrhofes von Niederoaldkirchen.

Foto: Elisabeth Schiffkorn

kann man auch in beiden Fassungen nur den Versuch sehen, die ungewöhnliche Lage mitten am Hang zu erklären.“

Friedrich Kitzberger, Gemeindefarzt von Niederwaldkirchen: „Bei fast jeder Marienkirche befindet sich eine Wasserquelle, der barocke Brunnen im Hof des Pfarrhofes war halb verfallen, ich ließ ihn vor zwanzig Jahren restaurieren, ob es der Brunnen aus der Sage ist, wissen wir nicht mit Sicherheit.“

Die Kirche in Niederwaldkirchen geht auf eine Schenkung Eppos von Windberg an das Stift St. Florian aus dem Jahr 1108 zurück, durch die das Stift in den Besitz vieler Pfarren im Mühlviertel kam. Die Kirchengründung von Helfenberg war daher ebenfalls durch diese

Schenkung Eppos an das Augustiner-Chorherren-Stift möglich. Die Helfenberger Gründungssage lautet ähnlich: „Die Kirche war dort geplant, wo jetzt auf der Höhe die große Linde steht. Jedes Mal, wenn aber die Steine und Hölzer zum Bau zusammengebracht waren, rutschten sie über Nacht den Hügel hinab, so wusste man, wohin man die Kirche nach Gottes Willen bauen sollte.“ (Adalbert Depiny, OÖ. Sagenbuch)

Vor dieser Landnahme durch bayrische Adelige ist bereits eine Besiedelung durch bayrische Einwanderer um 890 nachgewiesen, es ist also anzunehmen, dass Andachtsstätten schon früher errichtet worden waren, größere Kirchen eher erst bei dieser letzten Missionie-

rungswelle, daher dürften die beschriebenen Sabotageakte im 12. Jahrhundert stattgefunden haben – zumindest der Sage nach.

Berichte über frühe Kirchengründungen?

Im Sagenbuch Depinys finden sich im Abschnitt A. „Volksglaube, Wunder-same Geschichten, von Orten und Sachen“ unter Punkt 1. „Gründungen und Stiftungen auf himmlische Weisung“ im Abschnitt „Baustoff vertragen“ 24 Sagen, davon überdurchschnittlich viele Gründungslegenden aus dem Mühlviertel, von 1917 bis 1932 zusammengetragen, u. a. folgende:

„Die Kirche von Rohrbach war beim Deweil zwischen Rohrbach und Gollner geplant; weil man morgens das ‚Zeug‘ aber immer wieder an der jetzigen Stelle der Kirche fand, baute man sie schließlich dahin.“

„Die Pfarrkirche von Peilstein wurde zuerst auf dem Bergrücken zwischen Kirchbach und Marktschlag zu bauen begonnen. In der Nacht brachten aber unsichtbare Hände das Baumaterial an den Platz, wo die Kirche jetzt steht, daher baute man dort weiter.“

„Die Grünbacher wollten ihre Kirche jenseits des Lichtenauerberges erbauen, am Morgen lag aber Baumaterial an der jetzigen Stelle der Kirche. Genauso ging es den Leuten in St. Oswald bei Freistadt, sie hatten die Kirche dorthin bauen wollen, wo jetzt das Zeughaus der Feuerwehr steht.“

Die oikotypischen Ausformungen verstellen ein wenig den Blick auf die Tatsache, dass auch diese Kirchengründungen sehr früh erfolgten. In knapper

Sprache werden in diesen Sagen Ereignisse geschildert, die lediglich beim Zeughaus der Feuerwehr ein wenig das „dichterische Vermögen des Volksgemüthes“ anklingen lassen.

Die Kirche in Niederwaldkirchen war das pfarrliche Zentrum der Rodung weiter Teile des Mühlviertels durch das Stift St. Florian, neben Helfenberg u. a. Kleinzell, St. Johann, St. Stephan oder St. Veit. Die Stiftung Ulrichs von Wilhering und seiner Gemahlin Otilie ermöglichte die planmäßige Rodung innerhalb einer weiteren Altpfarre, nämlich der Gramastettener, die von der Großen Rodl bis zum Haselgraben reichte. Thomas Schwierz: „Ulrich und Otilie von Wilhering gründeten 1110 die Pfarre Gramastetten als Weltpriesterpfarre des Bistums Passau. Das Stift gab es damals noch nicht. Dieses wurde aufgrund einer Stiftung der Söhne des Gründerehepaars, nämlich Ulrich und Cholo, 1146 gegründet. Gramastetten wurde erst 1240 Stiftspfarrre durch eine Schenkung des babenbergischen Landesherren Friedrich II.“

Die Gründung der im Jahr 1111 errichteten Pfarrkirche von Gramastetten (die erste Kirche wurde 1110 konsekriert) geht in der Sage auf „weisende Tiere“ zurück: „An der Straße nach Gramastetten befindet sich in Lichtenberg auf einer Anhöhe links vor dem Gasthaus „Holzpoldl“ das Bauerngut ‚der große Oagner‘. Zwei Felder, die dazugehören, heißen Freithof und Kanzel. Hier wollte man das Gotteshaus von Gramastetten erbauen und hatte schon den Friedhof und einen Teil der Kirche fertig. Vollenden aber ließ sich der Bau nicht. Was man bei Tag herbeischaffte, verschwand über Nacht. Durch eine Eingebung Gottes kam man darauf, zwei Ochsen aus-

zulassen, um die Stelle zu erfahren, wohin die Kirche gebaut werden sollte. Die Ochsen liefen und liefen, bis sie endlich auf einer ‚Bramagstetten‘ im Brombeergebüsch stecken blieben. Dort begann man zu bauen. Der neu entstandene Ort erhielt den Namen Bramagstetten, später wurde Gramastetten daraus.“ (OO. Sagenbuch)

Thomas Schwierz: „Die auf Grimhard zurückgehende Siedlung Gramastetten bestand schon etwa 100 Jahre vor dem Kirchenbau. Von einer ‚Erbauung‘ von Gramastetten im Gemeindegebiet von Lichtenberg beim Holzpoldl kann daher keine Rede sein.“ Doch die Kirche von Gramastetten weist eine Parallele zu jener in Niederwaldkirchen auf, nämlich einen Brunnen: „An der tiefsten Stelle des Turmes unter dem sogenannten Glockenwinkel (Seitenkapelle) befindet sich ein abgeschlossener Raum, der nur von außen durch einen sehr engen Zugang erreicht werden kann. In diesem Raum tritt Wasser an die Oberfläche. Es handelt sich um einen artesischen Brunnen, der aus dem Gramastettner Quellgebiet über eine Ader gespeist wird. Die Quellschüttung ist allerdings sehr gering, sodass sich eine Nutzung des Wassers nicht lohnt. Bemerkenswert



erscheint jedoch, dass der Turm Ende des 14. Jahrhunderts exakt über dieser Quelle erbaut und ein Raum für das Wasser geschaffen wurde.“

Pfarrer P. Reinhold Dessl: „Wir kennen den Quellbrunnen. Funktion hat er keine; ob er früher eine hatte, wissen wir nicht; ein Brunnen, der den Stall versorgte, befindet sich im Hof des Pfarrhauses.“

Wann genau die christlichen Einwanderer den alten Glauben der Alteingesessenen erfolgreich zu verdrängen begannen, ist nicht feststellbar, doch ging dieser Prozess vermutlich langsam und nicht ohne Widerstand vor sich. Ein artesischer Brunnen, der aus dem Erdinneren, also durch eine geheimnisvolle Kraft, gespeist wird – nichts spricht ge-



Der Brunnen der Kirche von Gramastetten wird vom Kriegerdenkmal überragt. Fotos: Elisabeth Schiffkorn

gen die Annahme, dass dieser Köbrunn (Quellbrunnen) den Nachkommen Grimhards heilig und ein Kirchenbau an dieser markanten Stelle von Gramastetten unerwünscht war. Thomas Schwierz: „Gramastetten wurde als geplante Siedlung (-stetten im Plural) um 1000 n. Chr. angelegt, wohl unter der Leitung Grimhards und im Auftrag der christlichen Herren von Wilhering. Ob es schon vorher heidnische Bewohner an diesem Ort gab, wissen wir nicht.“ Gesichert ist, die letzte Missionierung erfolgte von oben nach unten, weltliche Herrschaft und Kirche trieben gemeinsam Landnahme und Christianisierung voran: Eppo von Windberg finanzierte den Kirchenbau, und ein Einspruchsrecht der Anwohner, von denen wahrscheinlich die meisten noch keine rechtgläubigen Christen waren, gab es nicht. Warum sollten gescheite Kirchenmänner nicht auf die Idee verfallen, wachsenden Unmut durch eine „Weisung Gottes“ zu beschwichtigen: Göttlicher Wille, der sich ganz real manifestierte, nämlich in einem Paar Ochsen?

Dass in Gramastetten der Kirchenbau laut Sage ohne weitere Sabotageakte gelang, ist vielleicht dieser „Eingebung Gottes“ zu verdanken, denn Grundfesten oder Mauern pflegen in der Regel nicht von selbst „über Nacht“ einzustürzen. Wenn Baumaterial durch Diebstahl verschwindet, ist das kein geheimnisvoller Vorgang, also kein Grund, in einer Sage von „Geschlecht zu Geschlecht“ weitererzählt zu werden.

In vergleichbaren Sagen wird ausdrücklich auf die Thematik der Christianisierung eingegangen: „Als das Christentum in der Viechtau vordrang, wollte man eine christliche Kirche bauen. Man

spannte ein paar Kühe vor einen Wagen, sie zogen ihn ohne Führung dorthin, wo jetzt die Kirche von Altmünster steht. Es heißt auch, dass man die Kirche dorthin bauen wollte, wo der Götze Erex stand. Die Stelle war aber nicht recht geeignet, deshalb begann man ein Stück abseits zu bauen, allein allnächtlich verschwand das über Tag aufgeführte Mauerwerk. Da spannte man zwei ungezähmte Stiere an einen Wagen und ließ sie gehen, wohin sie wollten. An der Stelle der jetzigen Pfarrkirche von Altmünster blieben sie stehen.“ (OÖ. Sagenbuch).

Warum sollten Sagen ähnlichen Inhalts, doch mit individueller Aussage, von einem Ort auf einen anderen übertragen worden sein? Auch in Altmünster ist eine vorchristliche Besiedlung nachgewiesen.

Die Qualität von Sagenvarianten

Wenn sich um einen Ort mehrere in ihrer Aussage gleichlautende Sagen ranken, kann dies hingegen ein Hinweis auf dessen Bedeutung für die Bewohner dieser Region sein, etwa, dass bereits über Jahrhunderte hindurch Heilung bei einer bestimmten Quelle gesucht wird. Über den Quellbrunn bei St. Margarethen an der Bundesstraße von Linz nach Wilhering werden folgende Sagenvarianten erzählt:

1. Räuber hatten die Tochter eines Linzer Bürgers in einer Höhle eingemauert, sie wurde gerettet, eine Quelle hatte sie am Leben erhalten.
2. Räuber fingen Frau und Sohn eines Ritters, sperrten diese in der Höhle ein und blendeten den Sohn. Die Mutter wusch seine Augen mit dem Wasser in der Höhle, er erlangte so unbemerkt sein Augenlicht



Das Wappenschild der Familie Ludwlg Preller, die Stifter der barocken Kapelle und der Quellfassung von Maria Heilbrunn.
Foto: Elisabeth Schiffkorn



Der Eingang zur Höhle oberhalb der Kapelle „Maria zum Heilbrunn“.

Foto: Elisabeth Schiffkorn

wieder, konnte entkommen und der Ritter befreite die Gefangene.

3. Das jüngste Kind eines Linzer Stadtrichters ging im Kürnbergwald verloren, tagelanges Suchen war vergeblich, bis schließlich doch der Knabe wohlbehalten gefunden wurde. Dieser erzählte, eine wunderschöne Frau habe ihn versorgt, alle waren überzeugt, dies sei die Mutter Gottes selbst gewesen.

Eine Gemeinsamkeit weisen alle Fassungen auf: Sie erzählen vom heilsamen Wasser, das einer Höhle entspringt und Leben rettet. Die letzte Variante kann als Bericht über die Übernahme in die christliche Glaubenswelt aufgefasst werden, der Auftritt der hl. Maria weist darauf hin. Auch heute noch holen sich Menschen aus der im Jahr 1665 mit einer barocken Kapelle überbauten Quelle das als heilsam geltende Wasser. Diese Kapelle „Maria zum Heilbrunn“ gehört zum Ensemble des Wallfahrtsortes St. Margarethen, die in den Sagen mehrfach beschriebene Höhle befindet sich hinter dem Gebäude in der Felswand. Fest steht: Die in den Sagen genannte Quelle und die Höhle existieren.

Kollektive Erinnerung

Sagen können als kollektives Gedächtnis der Menschen interpretiert werden, das die Erinnerung an das Geschehen um einen bestimmten Ort wach hält. Die Sage vom Stillen Stein bei Grein erzählt eine auf den ersten Blick phantastische Geschichte: Eine arme Witwe hauste allein mit ihrem Töchterchen in einer alten Mühle. „Da ward die Müllerin krank und mit der Krankheit zog Elend und Not in das Gehöft ein.“ Ein alter Mann berichtet von heilkräf-

tigen Kräutern, „die blühen sollten am Wasserfall, weit drinnen in der Schlucht des Gießenbaches“:

„Bei Mondenschein musst du sie brocken,
Bei Mondenschein musst du sie fah'n.
Wo 's Wasser brodeln und brauset,
Wohl über den höchsten Stoan.“

In der nächsten Vollmondnacht macht sich das Mädchen auf zum brodelnden und brausenden Wasser, steht plötzlich vor einer Felsenwand. „Da oben muss es blühen, das heilkräftige Kraut!“ Ein graues Männlein zupft das Mädchen am Röcklein. Voll Grauen starrt das Mädchen die Gestalt an. Das Männlein gewinnt das Vertrauen des Mädchens, dieses erzählt von der Wunderpflanze, der Alte nickt freundlich: „Sollst sie haben. Komm mit, komm mit!“

„Und er zog es durch eine Spalte der Felsenwand, die weitete sich wie die Hallen einer Kirche. Glänzendes Gestein gleißte von den Wänden, fremdartige Blütendolden hingen von wachsartigen Gesträuchen ...“

Karl Hohensinner: „Diese Sage war mir lange Zeit unverständlich, bis im Frühjahr 2011 ein Beitrag von Reinhard Koch im Grein TV über die Höhle in der Stillensteinklamm gezeigt wurde. Tatsächlich kann man durch einen Felsspalt in die Höhle gelangen, die der Höhe nach einer kleineren Kirche vergleichbar ist. Die feucht glänzenden Wände haben eigenartige Formen und Farben, sodass man den Raum bei der Beleuchtung früherer Zeit, etwa einem Kienspan, und angeregter Fantasie durchaus wie in der Sage beschreiben wahrnehmen kann. Die etwa 100 m lange Höhle hat auch einen Ausgang, solche Höhlen sind im Granitgestein des Mühlviertels äußerst selten. Sie ist begehbar, kann also in

frühgeschichtlicher Zeit für Rituale verwendet worden sein.“

Folgt man der Dramaturgie der Sage, hier in gekürzter Fassung, dienten diese Rituale der Heilung. Nach Eintritt in die Halle tat sich dem Mädchen eine eindrucksvolle Welt auf: „Bunte Vögel umflatterten einen Thron, darauf ein schönes Weib saß und gar hold zu lächeln wusste. Vor dieses führte das Männchen die Kleine. Und die holde Frau nahm das Mädchen bei seinen zerschundenen Händen und mit gar lieber Stimme sprach sie: ‚Bleib da, mein Kind, bleib da!‘ Da brach das Mädchen in Tränen aus.“ Sie wollte nimmermehr das Mütterlein verlassen, und der Alte führte es wieder hinaus aus der glänzenden Halle. „Nun brach das Männlein ein seltsames Kraut vom Felsen und legte es ihr in das Körbchen.“ Zurückgekehrt fand es seine Mutter gesund. „Viele wandern seither im Mondenscheine und zu allen Tagesstunden durch die Gießenbachschlucht; aber der Zaubersfels bleibt verschlossen ...“

Entkleidet der zeittypischen literarischen Ausformung dieser Sagenversion von Josef Petschan aus dem Jahr 1929, bleibt ein nüchterner Tatsachenbericht: Eine Kranke erfährt von einem Besucher von einer erfolgreichen Heilmethode, nämlich einem Heilkraut, das in einer bestimmten Arztpraxis erhältlich ist. Dieser erklärt ihrer Tochter den Weg und die Öffnungszeiten. Der Helfer der Heilerin bittet sie in den Behandlungsraum und händigt ihr später das Heilmittel aus.

Eine Höhle wird in der Mythologie gleichgesetzt mit dem Mutter Schoß. Der Durchschlupfstein in St. Thomas am Blasenstein wird heute

noch als Heilmöglichkeit bei Rückenleiden angesehen, das Weh wird am Stein abgestreift. Das Durchschließen erinnert aber auch an einen Geburtsakt: Die Kranken erreichen quasi neugeboren die andere Seite des Steines – oder auch den Ausgang der Höhle. Das in der Sage geschilderte Szenario ist vorstellbar. Bei Mondschein treten die Heilungssuchenden ihren Weg an. Sie treten in die dunkle Höhle ein, stehen vor der mächtigen Heilerin und beim Verlassen der Höhle treten sie den Weg in die Gesundheit an. Die Vorstellung einer derartigen Wiedergeburt könnte auch diese Höhle vermitteln haben. Der Ort der Heilung geriet in Vergessenheit, die Kenntnis der Heilkräuter ging verloren. Ist es die Symbolsprache der Sage, die uns unwissenden Nachkommen dies in der Formulierung mitteilt: „... der Zaubersfels bleibt verschlossen ...“ (?)

Im Bericht einer Heilung aus dem Mühlviertel spielt der Mond ebenso eine zentrale Rolle. Eine Bewohnerin Bad Mühl lackens erzählte mir von einer bekannten Naturheilerin, die während ihrer Kur eine große Warze loswerden wollte. Entsprechend dem Rat der alten Schlagerwirtin stellte sie sich in einer Vollmondnacht ins Bett des Pesenbaches – angeblich mit Erfolg.

Zur Diskussion: Migratory legend oder wahre Begebenheit

Sagen beschäftigen sich mit Ereignissen, die die Menschen bewegten, es wurde das Gehörte weitergegeben, und zwar als Wahrheit, nicht als Sage, und so könnte ein Geschehnis, das eine Region

bewegte, an einem anderen Ort als historische Tatsache erzählt werden, auch wenn es dort so nicht stattgefunden hat.

In den Sagen melken Hexen aus den Zipfeln ihres Grastuches (eine Blachn, in den Sagensammlungen wird immer die hochsprachliche Übersetzung Grastuch verwendet) Milch von Kühen, die währenddessen in Nachbars Stall stehen, lassen Kröten Schmalz in Töpfe speien oder reiten auf ihren Besen durch die Luft und vor allem, sie bereiten vor allem den Menschen Ungemach durch ihren Schadenzauber. Das Thema Hexe verlor nie seine Faszination. Ein Witz des Jahres 2012: „Ein Ehemann kommt nach Hause und trifft seine Frau mit einem Besen an. Statt einer Begrüßung stellt er die Frage: ‚Bist du beim Putzen oder fliegst du aus?‘“ Das Wissen um die Attribute der Hexen ist heute noch präsent, sonst bliebe der Witz unverständlich.

In Steyregg wird eine Hexensage erzählt, die vordergründig nur eine gewöhnliche Neidgeschichte zu sein scheint. Im Jahr 1947 erschien unter dem Titel „Hexenverbrennung in Steyregg“ ein Artikel in der Zeitschrift „Neue Warte am Inn“. Der Autor Karl Kufer schildert darin die Hinrichtung einer Hexe, genannt die Wagenlehnerin, als historische Tatsache. In Wahrheit dürfte es sich jedoch um eine Sage handeln. Der Bericht beginnt mit der Nennung der Informationsquelle, nämlich einer Publikation aus dem 19. Jahrhundert: „Aus einer schon vergilbten Broschüre von H. W. Pailler las ich die Geschichte, die der Verfasser mündlichen Überlieferungen seiner Urgroßmutter verdankt. Die Wagenlehnerin war Wirtin des heute noch bestehenden Gasthauses „Zum Stadtturm“

in Steyregg. Ihre vorzüglich geführte Wirtschaft, die ihr auffallende Erfolge brachte, und wohl auch sonstige löbliche Eigenschaften ließen Neider sie als Hexe verdächtigen. Als Verfolgungen der Nachbarschaft auch vor ihrem Töchterchen nicht Halt machten, wurde die Frau von tiefem Groll erfüllt, der sich in Drohungen und Verwünschungen Luft machte. Scheinbar erfüllten sich die ‚Zaubersprüche‘ an der Bäckerfamilie, denn diese wurde von außergewöhnlichen Unglücksfällen heimgesucht. Eine Nothelferin gegen Hexerei, die Maushuberin, bezichtigte nun aus untrüglichen Zeichen die Wagenlehnerin als Anstifterin des Unheils. Daraufhin mieden die Steyregger das zuvor so beliebte Gasthaus.“

Nach einer längeren Schilderung der angeblichen Untaten der Wagenlehnerin und ihrer Verurteilung heißt es in dem Artikel weiter: „Die Verbrennung fand am Hohenstein zwischen Steyregg und Pulgarn statt. Die Wagenlehnerin dürfte eines der letzten Opfer verbohrtens Aberglaubens sein. Es war nur zu begreiflich, dass die an jedem Recht zweifelnde Frau immer weitere Verwünschungen gegen ihre Peiniger ausstieß. Dem Schloss und seinen Besitzern schleuderte sie ihren letzten Fluch zu und prophezeite einen Brand, der 1770 auch tatsächlich eintraf und das Schloss derart zerstörte, dass kein Graf Weißenwolff mehr in dem Herrnsitz wohnen konnte. Die Bewohner von Steyregg und Umgebung erzählen noch heute gern die Geschichte ihrer heimischen Hexe, die wir hier weiteren Kreisen ins Gedächtnis rufen.“

Die Geschichte „ihrer“ Hexe, also eine wahre Begebenheit, dürfte es nicht sein, die von den Steyreggern erzählt

wird, sondern eine Sage. Franz Pfeffer erklärt in seinem Artikel „2600 Sagen aus Oberösterreich. Aus der Werkstatt des OÖ. Sagenbuches“ (1932), dass auch unsere Städte ihre charakteristischen Orts-sagen haben, wie z. B. Steyregg seine Hexensage. Diese genannte Sage handelt allerdings von einem Knecht, dem vor den Kochkünsten seiner Bäuerin graust (oder hatte er sich vergeblich um Bäuerin samt Bauernhof beworben?): „Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Steyregg eine junge Bäuerin, die den Dienstboten am Wochentag wie am Sonntag das Beste vorsetzte und auch in die Stadt mehr lieferte, als der Hof erzeugen konnte. Der Großknecht wollte der Sache auf den Grund kommen, und als die Bäuerin am nächsten Sonntag wieder alle Dienstboten in die Kirche schickte, versteckte er sich in der Stube unter einem großen Bett. Die Bäuerin versperrte die Türen und verhängte die Fenster, dann nahm sie aus einem großen Gefäß eine riesige Kröte und sprach ein paar Zauberworte. Die Kröte spie Eier, Butter und Fleisch in die bereitstehenden Körbe, bis die Bäuerin wieder geheimnisvolle Worte sagte. Dann brachte die Bäuerin das Tier wieder in das Versteck und räumte die Esswaren in Kammer und Keller. Der Großknecht hatte genug und trachtete, dass er bald aus dem Dienst kam.“

Eine Sage von der Wagenlehner-Hexe, wie im Artikel aus dem Jahr 1947 als wahre Begebenheit dargestellt, ist in dieser Sagensammlung von Adalbert Depiny nicht enthalten.

Hans Hametner wollte der Erzählung von der Hinrichtung der Wagenlehnerin in Steyregg auf den Grund gehen und nahm im Stift St. Florian Ein-

sicht in den Nachlass von H. Wilhelm Pailler. Darin fand sich die genannte „vergilbte Broschüre“ unter dem Titel „Eine Hexengeschichte oder die Hinrichtung der Wagenlehnerin als Hexe auf dem Scheiterhaufen am Hohlenstein zwischen Steyregg und Pulgarn, in Oberösterreich im Jahre 1770. (Wahre Begebenheit). Erzählt von H. W. Pailler.“ (Pailler verwendet den Begriff „Hohlenstein“, alle anderen Autoren „Hohenstein“.) Als Einleitung führt der Autor an: „Die nachstehende Erzählung beruht auf den Mittheilungen einer Augenzeugin. Meine Urgroßmutter (geb. 1756, gest. 1831) wohnte als ‚junges Madel‘ der Hinrichtung der Wagenlehnerin zu Steyregg bei. Es mag also diese in die Zeit von 1769 bis 1770 fallen. Um die Geschichte nicht schwankend darzustellen, nahm ich die Jahre 1769 und 1770 als Zeitpunkte der Verhaftung und Hinrichtung des unglücklichen Weibes. Alle Einzelheiten wurden so erzählt, wie sie vorliegen; natürlich kann ich nur dafür einstehen, dass die verschiedenen ‚Hexenstückel‘ wirklich so in der Überzeugung der damaligen Zeitgenossen vorhanden waren. Vielleicht wären zu Steyregg noch die Akten des Prozesses aufzufinden.“

Der Brand der Steyregger Burg

Hans Hametner, als Steyreggs Nachtwächter stets auf den Spuren der Geschichte der Stadt, versuchte diese Prozessakten ausfindig zu machen, nahm u. a. auch in Pfarrmatriken Einsicht, fand jedoch keinen Nachweis einer derartigen Verurteilung.

Interessant ist, dass der Florianer Stiftsherr in der Einleitung festhält, wie

er das Jahr der Hinrichtung (1770) aus den Lebensdaten seiner Großmutter errechnete, „um die Geschichte nicht schwankend darzustellen“. Pailler selbst spricht daher von einer Annahme, ein konkretes Datum war ihm nicht bekannt. Historisch belegt ist jedoch ein Ereignis: Am 15. August 1770 brannte die Burg in Steyregg fast zur Gänze nieder. Für die Bewohner ein einschneidendes Erlebnis und möglicherweise der aktuelle Anlass, um den in der Folge – sehr anschaulich und authentisch – die Sage vom Schadenzauber der Wagenlehnerin gesponnen wurde.

Die wahre Begebenheit: Der letzte Hexenprozess des Mühlviertels war der sogenannte Grillenbergerprozess in den Jahren 1729 bis 1731. „Der Hauptprozess fand gegen die Bäuerin Magdalena Grillenberger und fünf ihrer Kinder beim Landgericht Prandegg statt. Gegen ihren Sohn Hans Grillenberger wurde in Schwertberg verhandelt. Die Enkelin, Sybilla Wenigwieser, sowie Tochter Regina wurden vom Landgericht Rutenstein verurteilt. Überhaupt ist in diesem letzten großen Hexenprozess der österreichischen Länder der Ausbund des Aberglaubens vergangener Jahrhunderte in seltener Vollständigkeit einbezogen. Die Gutachten der Juristen strotzen von Zitaten der finstersten Hexenliteratur“, berichtet Ernst Kollros in seiner Arbeit „Mühlviertler Hexen- und Zaubereiprozesse im Rahmen der europäischen Entwicklung“. Und weiter: „Die Bäuerin Magdalena Grillenberger am Wagenlehnergut bei Zellhof (Aich 48) führte eine gute Milchwirtschaft, verkaufte häufig Butter und dürfte den Neid anderer Bäuerinnen erregt haben. Viehsterben in der Nachbarschaft wurde auf

Hexerei zurückgeführt, der Verdacht fiel auf Magdalena Grillenberger.“

In diesem Bericht fällt der Vulgo-Name „Wagenlehner“ auf, somit wurde die Grillenbergerin sicherlich von ihren Zeitgenossen als die Wagenlehnerin bezeichnet.

Die Sagenfassungen von der Wagenlehner-Hexe

Im OÖ. Sagenbuch ist folgende Sage enthalten, die Licht ins Dunkel bringen könnte: „In der Gegend von Zell bei Zellhof war vor 200 Jahren die Wagenlehnerin eine gefürchtete Hexe. Von ihren drei Töchtern konnte die jüngste schon mit zwölf Jahren von einer einzigen Kuh viele Sechter Milch melken. ... Die Hexerei der Wagenlehnerin kam schließlich auf, sie wurde samt ihren Töchtern auf dem Scheiterhaufen verbrannt.“

Eine zweite Sage entspricht in ihrem Verlauf in etwa dem Schlussabsatz von H. W. Paillers „wahrer Begebenheit“, nämlich der Schilderung eines Femegerichts: „Das Ende der Wagenlehnerin – auch Nagellehnerin wird sie genannt – kam so: Zu ihrer 15-jährigen Tochter ging einmal in der Frühe der Pfleger mit Leuten und fragte sie, ob sie melken könne. Sie band ein Grastuch an die Mauer und molk. Beim Nachbarn fiel aber zur selben Zeit eine Kuh tot um. Mutter und Tochter wurden verhaftet, legten aber kein Geständnis ab, obwohl sie mit glühenden Zangen gezwickt wurden. Die Nagellehnerin wurde verbrannt und schrie aus dem Feuer: ‚Jogerl, schiaß!‘ Jogerl aber, der Teufel, antwortete: ‚I hån koa Pulver net!‘ Der Tochter wurde das Blut aus den Adern gelassen. Die Hexerei hatte ein Ende.“

Grausame Details in Realität und Sage

Bei Pailler wird dieser Vorgang – im Schloss Steyregg – wie folgt geschildert: „Nach etlichen Tagen bereitete man in einem abgelegenen Gemach des Schlosses ein warmes Bad, die Gefangene wurde hineingesetzt und der Chirurg des Gerichtes durchschnitt dem Mädchen an Händen und Füßen die Adern. Das Kind wurde bald sehr schwach und bat nun flehentlich: ‚Ach übel! Übel! Ich bitt‘, g‘streng Herr! (Anrede für den Pfleger, Anm. Verf.) Zubinden, zubinden! Der g‘streng Herr beruhigte die Verschmachtende: ‚Es wird ohnehin gleich gut.‘ – Nun schlummerte das Mädchen ein, um nimmer zu erwachen; der Gerechtigkeit war genug gethan.“

Ob dieses geschilderten Ausblutenlassens eines Mädchen (immerhin eine milde Hinrichtungsart) beruhigt die Feststellung von Ernst Kollros: „Ins Reich der Sage gehört wohl eine angebliche Hexenverbrennung im Jahre 1769 (!) in Steyregg. Dies umso mehr, als diese Steyregger Hexe den Namen ‚Wagenlehnerin‘ trägt.“ Die Verurteilung von Magdalena Grillenberger und ihrer Familie erfolgte wenigstens vor regulären Gerichten, auch wenn das Ergebnis furchtbar war. Am 10. November 1730 wurde sie mittels grausamster Methoden hingerichtet und danach verbrannt, ihre Kinder mit dem Schwert gerichtet.

Kulturgut Sagen

Nicht vergessen werden darf, dass die meisten Menschen damals, auch noch im Zeitalter der Aufklärung, unabhängig von ihrer Herkunft und Bildung an magische Künste glaubten. Die Schil-

derung bei Pailler verblüfft in der Ähnlichkeit mancher Passagen mit den Geschehnissen rund um den Hexenprozess von Zellhof, sodass eine Übertragung dieser Inhalte nach Steyregg anlässlich des großen Brandes nicht unmöglich scheint. Hans Hametner: „Die Schilderung der Vorkommnisse im Schloss ist schon sehr authentisch. Auch die der Verbrennung der Wagenlehnerin auf dem Scheiterhaufen beim Hexenstein. Es führt ein Weg herab vom Schloss, durch das Stadttor hindurch, den der Zug genommen haben soll.“ Bei Pailler ist zu lesen: „Am Sonnwendtag 1770 sollte das Urtheil vollzogen werden. Das Armensünderglöcklein des Schlosses bimmelte schon seit dem frühesten Morgen, auch das ‚Hündel von Pulgarn‘, nämlich das Loretto glöckel, ließ sich hören. Etwa eine Viertelstunde außer der Stadt gegen Pulgarn erhob sich der Holzstoß, ein massiver Pfahl war in dessen Mitte eingerammt und ringsum lagen Bündel dürrer Reisisgs. Der traurige Zug bewegte sich etwa 9 Uhr Vormittag vom Schloss herab; auf dem Karren saß neben dem Geistlichen, der auch jetzt noch vergeblich allen Trost verschwendete, die Wagenlehnerin, durch die Kerkerluft, die armselige Nahrung und die lange Folter ausgemergelt, fast zum Gerippe. Auch auf dem Weg zum Flammentod wurde sie noch von Zeit zu Zeit mit glühenden Zangen an Brust, Hals und Armen gezwickt.“

Willibald Kutscher, verantwortlich für die Aufnahme der Daten der Kleindenkmäler in Steyregg: „Ob wir die Wahrheit herausfinden oder nicht, spielt keine Rolle, wichtig ist, dass diese Sage zum Hexenstein von Steyregg gehört.“



*Durch dieses Tor wurde die Hexe von Steyregg der Sage nach zum Hinrichtungsplatz beim Hexenstein geführt.
Foto: Elisabeth Schiffkorn*



Der sogenannte Hexenstein, bei H. W. Pailler wird er als „Hohlenstein“ bezeichnet, liegt direkt an der Grenze von Steyregg zu Pulgarn. Ein umfangreicher Teil fiel der letzten Straßenverbreiterung zum Opfer.

Foto: Elisabeth Schiffkorn

Symbolsprache der Sagen

Sagen gehören zur Kulturlandschaft, gleichgültig ob der sprichwörtliche wahre Kern ermittelt werden kann oder nicht. Brigitte Heilingbrunner: „Bei der Arbeit an der Ausstellung ‚Schande, Folter, Hinrichtung‘ fanden wir anhand einiger Sagen die darin geschilderten Rechtsdenkmäler. Bei der Erforschung der Kleindenkmäler werden Sagen einbezogen. Auch in die Kleindenkmäler-Datenbank werden sie aufgenommen, allerdings nicht auf Benutzerebene einsehbar, das wäre zu aufwendig.“

Sagen sind das Gedächtnis eines Ortes. Sie wurden bis vor noch gar nicht so langer Zeit mündlich überliefert, verändern sich daher entsprechend den Notwendigkeiten ihrer Zeit und dem Wissen ihrer Träger. Sagen, in denen Generationen Zeit und Raum zu einer Einheit verdichteten, geben oft große Rätsel auf.

Die Sage kommuniziert in der Regel auf derselben Ebene wie die Bildersprache, nämlich in Symbolen, die Suche nach dem wahren Kern mittels verifizierbarer historischer Fakten bringt daher oft keinen Erfolg. Wenn ein Franzosenkreuz so genannt wird, weil angeblich drei Franzosen dort begraben sind, es gleichzeitig aber auch an einen Einfall der Schweden erinnern soll, dann werden rationale Argumente, etwa dass die Schweden niemals an diesem Ort waren, nicht zielführend sein. Die Botschaft der Sage ist in diesem Fall eine negative: Tote, Überfall, Krieg, Unheil. Diese Steinsetzung kann erfolgt sein, weil dieser Ort von den Vorfahren als negativ bewertet, mit einem Kreuz also geheiligt oder, wenn man will, auch ge-

heilt wurde. Der eigentliche Grund ist vergessen, doch von den Nachkommen wird die Botschaft weiterhin vermittelt: Das ist ein gefährlicher Ort, haltet euch nicht lange auf, geht rasch vorbei, macht ein Kreuzzeichen, zieht den Hut, es ist nur Zeit für ein kurzes Gebet. Diese Botschaft kennen vielleicht noch Anwohner, eine Nachfrage erbringt oft erstaunliche Erkenntnisse.

Die Verwendung z. B. der Adjektive glänzend, gleißend, golden findet sich im Bereich des Numinosen, eine Symbolsprache, die höchstwahrscheinlich lange von den Rezipienten verstanden wurde, wir Nachkommen müssen die Aussagen, die eine Sage enthalten kann, erst wieder zu verstehen lernen.

Die Sagenlandschaft ist vernetzt, wenn an einem Ort eine Sage auf die Christianisierung zurückzugehen scheint, können nicht weit davon Sagen diese Vermutung bestärken. In Eidenberg, rund sechs Kilometer von Gramastetten entfernt, befinden sich zwei Wolfgang-Heiligtümer, ein Kopfwehstein und eine St.-Wolfgang-Kapelle. Die Bewohner des Mühlviertels waren vor ihrer Missionierung Anhänger einer Naturreligion: Sie verehrten ihre Gottheiten in Steinen, Bäumen und Quellen. Fritz Winkler: „Der hl. Wolfgang soll bei seiner Reise durch das Mühlviertel ermüdet sein Haupt auf diesen Stein gelegt haben. Seither weist der Stein jene Einbuchtung auf, auf die Kopfwehgeplagte noch heute das Haupt legen, um Heilung zu suchen. Interessant ist, Wolfgang-Heiligtümer gibt es vor allem im bergigen Gebiet. Die Christianisierung setzte im Mühlviertel ja viel später ein, etwa im 12. Jahrhundert.“ Etwa 50 m vom Kopfwehstein entfernt befindet sich



Der Kopfstein in Eidenberg befindet sich nahe der Wolfgangkapelle.

Foto: Elisabeth Schiffkorn



Die Wolfgangkapelle wird von Wanderern aufgesucht und als Rastplatz genutzt.

Foto: Elisabeth Schiffkorn

ein Felsen mit der Wolfgang-Kapelle, die dem Felsen aufgesetzt wurde. Thomas Schwierz: „In dem Felsen sind der Sage nach Abdrücke des Bischofshutes erhalten und eine weitere Schale. Der Ausdruck ‚Blutschüsselkapelle‘ findet sich im Artikel ‚Die beiden Wolfgangheiligtümer in der Gemeinde Eidenberg‘ von Wladimir Obergottsberger in den OÖ. Heimatblättern, Jg. 24, 1970, Heft 3/4, S. 32. Die Leute in Eidenberg, die ich gefragt habe, kennen die Bezeichnung nicht.“

Kommunikation auf Symbolebene

„Der hl. Wolfgang reiste durch das Mühlviertel“, haben wir darunter die Erinnerung an die Zeit der Christianisierung zu verstehen? Als Heiligtum um Heiligtum der Götter in christliche umgewandelt wurden? Bonifazius fälltte eigenhändig die heilige Eiche der Sachsen. Die uns überlieferten Sagen sprechen eher von der sanften Vorgangsweise, die Papst Gregor empfohlen hatte, nämlich der Einbeziehung der alten Kultstätten in die neue Religion. Der hl. Wolfgang war ein mächtiger Heiliger, nämlich einer, der mit der Kultwaffe seiner Zeit, der Wurfaxt, gut umgehen konnte. Waren diese beiden Felsen Zentren einer vorchristlichen Heilstätte?

Fritz Winkler: In St. Stephan im Walde geht die Kirchengründung der Sage nach auf den hl. Stephan zurück, der Bau der Kirche wurde so lange gestört, bis sie dort errichtet wurde, wohin der Heilige sein Hacke geworfen hatte, auch dies ist ein kraftvoller Heiliger. Und er hinterließ seinen Fußabdruck, den Stephanstritt. Das Interesse der Men-

schen ist groß. Als in den OÖ. Nachrichten von den Wolfgang-Heiligtümern in Eidenberg berichtet wurde, fragten viele im Gemeindeamt danach.“

Ein Artikel in einer Regionalzeitung aus dem Jahr 2011 vermittelt Kontinuität: „Kraft tanken in Eidenberg. Wolfgangkapelle, Kopfwehstein und Venusblume ziehen zahlreiche Besucher an. Vor Kurzem entstand eine Venusblume auf dem Anwesen der Familie Pointner in Eidenberg als ein weiterer Kraftort neben der Wolfgangkapelle und dem Kopfwehstein. ... Dieses Ornament soll bei der bewussten Auseinandersetzung mit sich selbst helfen. ... Die Venusblume zu begehen und die besondere Energie des Ortes auf sich wirken zu lassen, könne dabei helfen, wieder in Balance zu kommen und loszulassen, was einen belastet.“ Seit dem Jahr 2012 ist die so genannte Venusblume nicht mehr in Betrieb.

Der Definition von Sage als „kurze Erzählung von unglaublichen, fantastischen Ereignissen“ entspricht die zentrale Aussage „Der hl. Wolfgang reiste durch das Mühlviertel, legte seinen Kopf auf einen Stein, und seither heißt er Kopfwehstein“ sicherlich. Ob es sich bei diesen Aussagen um die von den Gebrüdern Grimm definierte „naive Geschichtserzählung und Überlieferung handelt, die bei ihrer Wanderung von Geschlecht zu Geschlecht durch das dichterische Vermögen des Volksgemüthes umgestaltet wurde“, oder um historische Fakten, die verschlüsselt erzählt werden – eine Verifizierung wird vielfach nicht möglich sein. Wer den Versuch unternimmt, der Symbolsprache der Sagen auf den Grund zu gehen, kann sich jedoch auf eine spannende Reise in die

Vergangenheit unserer Kulturlandschaft begeben, in der die Kleindenkmäler und ihre Sagen markante Zeichen setzen.

Depiny, Adalbert (Hg.): Oberösterreichisches Sagenbuch, Linz 1932

Hohensinner, Karl: Donausagen aus dem Strudengau. Das Oberösterreichische Sagenbuch Band 2, Linz 2012

Kollros, Ernst: Mühlviertler Hexen- und Zauberei-prozesse im Rahmen der europäischen Entwicklung, OÖ. Heimatblätter, 49. Jg. 1995, Heft 1

Pailler, H. Wilhelm: Eine Hexengeschichte oder die Hinrichtung der Wagenlehnerin als Hexe auf dem Scheiterhaufen am Hohlenstein zwischen Steyregg

und Pulgarn, in Oberösterreich im Jahre 1770. (Wahre Begebenheit), o. O., o. J.

Pfeffer, Franz: 2600 Sagen aus Oberösterreich. Aus der Werkstatt des „Oberösterreichischen Sagenbuches“, Linzer Volksblatt, Nr. 66, 19. März 1933

Schiffkorn, Elisabeth: Linzer Sagen und Geschichten. Das Oberösterreichische Sagenbuch Band 1, Linz 2011

Fritz Winkler: Sagen aus dem Böhmerwald, Rohrbach 1974

BezirksRundschau Urfahr-Umgebung Nr. 24, 16. Juni 2011: Kraft tanken in Eidenberg. Wolfgangkappelle, Kopfwehstein und Venusblume ziehen zahlreiche Besucher an

900 Jahre Gramastetten: Gramastettner Arbeitskreis für Kleindenkmäler, (Hg), Th. Schwierz, A. Lehner, H. Ginterseder, H. Rechberger, Gramastetten 2009